

ALLISON BRENNAN | Lauf oder stirb

## *Allison Brennan im Gespräch*

*Was ist besonders wichtig, wenn Sie einen neuen Roman beginnen?*

Es ist entscheidend, die Leser sofort zu packen. Wenn die ersten Seiten nicht fesselnd genug sind, lesen sie vielleicht nicht weiter. Es muss mir also gelingen, bereits ganz am Anfang so viel Spannung zu erzeugen, dass meine Leser nicht mehr von meinen Romanen loskommen.

*Wie entwerfen Sie die Charaktere Ihrer Mörder, wie recherchieren Sie dafür?*

Ich habe viele Bücher über forensische Psychologie gelesen. Vor allem aber versuche ich, mich auch in diese Figuren hineinzusetzen: Wie rechtfertigen sie ihre Taten? Wie sind sie zu Mördern geworden? Wie ist ihr Leben verlaufen?

### *Über die Autorin*

Allison Brennan arbeitete dreizehn Jahre lang als Beraterin der Justiz von Kalifornien, bevor sie ihren Beruf aufgab, um sich ausschließlich dem Schreiben und ihrer Familie zu widmen – mit Erfolg. Allison Brennan ist mittlerweile eine gefeierte *New-York-Times*-Bestsellerautorin. Sie lebt mit ihrem Ehemann Dan und ihren fünf Kindern im Norden von Kalifornien.

ALLISON BRENNAN

# Lauf oder stirb

Thriller

Aus dem Amerikanischen von Edith Walter

**Diana** Verlag

Die Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel  
*The Hunt* bei Ballantine Books, New York



**FSC**

**Mix**  
Produktgruppe aus vorbildlich  
bewirtschafteten Wäldern und  
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940  
[www.fsc.org](http://www.fsc.org)  
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 09/2008

Copyright © 2006 Allison Brennan

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2008

by Diana Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion | Angelika Lieke

Umschlagmotiv | Robbert Koene/Gallo Images/Getty Images

Umschlaggestaltung | Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,  
München – Zürich, Teresa Mutzenbach

Herstellung | Helga Schörnig

Satz | Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany 2008

978-3-453-35211-7

[www.diana-verlag.de](http://www.diana-verlag.de)

*Für Dan*



# Prolog

*Ich will nicht sterben.*

Sie atmete in flachen Stößen, sog mit offenem Mund gierig die Luft ein, stieß sie wieder aus. Ein. Aus. *Lauf, Miranda, lauf! Aber sei leise.* Linker Fuß. Rechter Fuß. Linker Fuß. Kam das nicht in irgendeinem Kinderbuch vor? Fast wäre sie in ein hysterisches Kichern ausgebrochen, aber sie unterdrückte es schnell. *Sei still. Und vor allem, atme leiser.*

Miranda verzog das Gesicht bei dem Lärm hinter sich. Ihre Freundin schluchzte laut. *Sei still, Sharon!*, hätte sie am liebsten gerufen. *Er wird dich hören! Er wird uns umbringen!*

Sie lief schneller, obwohl Sharon immer weiter zurückblieb. Das Tageslicht wich langsam der Dunkelheit. Ein, zwei Stunden noch, höchstens.

Wenn sie es nicht bis zum Fluss schafften, würde er sie finden.

*Ich will nicht sterben. Bitte, lieber Gott, ich bin doch erst einundzwanzig. Ich will nicht sterben! Nicht hier und nicht so.*

Miranda sah alles nur noch verschwommen, weil ihr der Schweiß von der Stirn in die Augen tropfte. Aber sie wagte nicht, sich das Gesicht abzuwischen, weil sie Angst hatte, in diesem felsigen Gelände das Gleichgewicht zu verlieren. Ihre nackten Füße waren so kalt, dass nur die spitzesten Steine die Taubheit durchdrangen. *Pass auf, wohin du trittst! Ein*

*falscher Schritt, und du brichst dir das Bein, und dann hat er dich ...*

Sie vernahm ein schwaches, vertrautes Geräusch und wäre gern stehen geblieben, um zu lauschen. Aber sie wagte es nicht, hastete weiter vorwärts. Nach ungefähr fünfzig Metern wusste sie, was es war.

Wasser. Fließendes Wasser.

Es musste der Fluss sein. Der, wie sie Sharon versprochen hatte, in die Freiheit führte. In Gedanken bedankte sie sich bei Professor Austin und seinem langweiligen Geologie-Seminar. Ohne ihn hätte sie jetzt nicht gewusst, wohin sie laufen musste. Nach all den Kilometern, die sie und Sharon schon zurückgelegt hatten, würden sie es jetzt bestimmt schaffen.

Hinter ihr ein ängstlicher Aufschrei.

Miranda blieb stehen und fuhr herum, das Herz voller Angst. Sharon lag lang hingestreckt auf dem harten Boden, halb verdeckt vom Gestrüpp des Unterholzes, und stöhnte vor Schmerz.

»Steh auf!«, stieß Miranda, von Panik gepackt, hervor.

»Ich kann nicht«, jammerte Sharon, das Gesicht im fauligen Laub vergraben.

»Bitte!«, flehte Miranda, die nicht bis zu ihr zurücklaufen wollte. Sie blickte über die Schulter zur Freiheit. Das Wasser war so nah.

Sie schaute zu Sharon zurück und biss sich auf die Unterlippe. *Er* war noch immer da draußen. Wenn sie ihrer Freundin half, würde er sie beide töten.

Sie machte einen Schritt auf den Fluss zu. Das schlechte Gewissen kroch in ihr hoch. Sie wusste, dass sie es allein schaffen konnte.

»Geh«, sagte Sharon.

Fast hätte Miranda dieses kleine Wort überhört. Ihre Augen

weiteten sich, als ihr klar wurde, was Sharon meinte. »Nein, nicht ohne dich. Steh auf!«

Einen Moment lang glaubte Miranda, Sharon habe sie nicht gehört, entweder weil sie nicht wollte oder weil sie zu weit weg war. Dann richtete das blonde Mädchen sich mühsam auf Hände und Knie auf. Ihr verängstigter Blick suchte Mirandas Augen. *Bitte, Sharon, bitte!*, flehte Miranda wortlos. *Die Zeit wird knapp.*

Sharon umklammerte einen jungen Baum und zog sich daran hoch. »Na gut«, sagte sie. »Na gut.«

Miranda seufzte erleichtert auf, als Sharon einen Schritt vorwärtstaumelte. Sie drehte sich zum Fluss um, zur Freiheit.

*Peng!*

Der Schuss hallte durch den Wald. Erschrocken kreischend flatterten die Vögel auf. Dann wurde es still. Miranda sah, wie Sharons Brust sich öffnete. Tiefes Rot, verdunkelt von den Schatten der Dämmerung, breitete sich auf dem schmutzigen Weiß ihres Hemdes aus. In diesem Augenblick zwischen Leben und Tod veränderte sich etwas in Sharons Gesicht: Die Fassungslosigkeit wich einem Ausdruck von Heiterkeit und verwandelte sich schließlich in tiefe Erleichterung.

Zu sterben war besser als zu leiden.

»Sharon!« Miranda presste die Hand auf den Mund, roch und schmeckte fauligen Schlamm. Der Kupfergeruch von Blut hing in der Luft. Ihre Brust hob und senkte sich in lautlosem Schluchzen, während sie Sharons Körper zu Boden gleiten sah.

»Lauf!«

Diese Stimme. Grauererregend in ihrer trockenen Monotonie. Es war derselbe gefühllose Ton, in dem er auch gesprochen hatte, wenn er ihnen das Essen brachte, sie auspeitschte, wenn er sie anfasste oder vergewaltigte.

Sie zitterte schon, noch ehe sie seine Silhouette erkannte. In einer Tarnhose und einem dicken schwarzen Mantel stand er zwischen den Bäumen, das Gesicht von einer Mütze verdeckt und von der hereinbrechenden Dunkelheit geschützt. Hundert Meter entfernt? Fünfzig? Weniger? Sie würde es niemals schaffen. Sie würde auch sterben.

Sein Schrei wurde vom Berghang zurückgeworfen. Er machte einen Schritt vorwärts, das Gewehr in der Hand. Er hob es an die Schulter.

Miranda lief.

# 1

## *Zwölf Jahre später*

*Nick Thomas starrte* auf die Konturen des zierlichen Körpers unter der knallgelben Plastikplane. Er presste seinen Nasenrücken mit Daumen und Zeigefinger zusammen, würgte an einem Zorn, der so bitter war, dass er ihn schmecken konnte. Der faulige Geruch des Todes umgab ihn, und er wandte sich ab.

Noch immer sah er den toten, zerbrochenen Körper der zwanzigjährigen Rebecca Douglas vor sich, als habe er sie erst vor einer Stunde gefunden.

»Sheriff?«

Nick blickte auf, als Deputy Lance Booker näher kam. Er hatte klar geschnittene Gesichtszüge, war ein guter Cop, wenn auch noch ein bisschen feucht hinter den Ohren. Ganz ähnlich wie Nick selbst vor zwölf Jahren, als er zu seinem ersten Tatort geschickt worden war.

»Was gibt's, Deputy?«

»Jim sagt, da ist so'n Typ, der behauptet, dass er FBI-Agent ist, und will, dass sie ihn durchlassen. Quincy Peterson.«

Quinn. Nick hatte ihn jahrelang nicht mehr gesehen, zehn Jahre, um genau zu sein, aber sie standen in regelmäßigem E-Mail-Kontakt, seit er vor mehr als drei Jahren zum Sheriff gewählt worden war. Nachdem man die Schwestern Croft gefunden hatte.

Jetzt waren es sieben tote Mädchen. Sieben, von denen sie wussten.

»Lasst ihn durch.«

»Ja, Sir.« Booker runzelte die Stirn, gab die Anordnung jedoch durch das Walkie-Talkie weiter. In Angelegenheiten, die sonst in ihren eigenen Zuständigkeitsbereich fielen, war keinem Polizeibeamten Einmischung von außen willkommen, und gewöhnlich machte Nick da keine Ausnahme. Er erwähnte aber nicht, dass er Quinn vergangene Woche angerufen hatte und sein Besuch eine Folge dieses Telefonats war.

Nick machte kehrt, ließ den Deputy und die gelbe Plastikplane hinter sich und ging hinunter zu dem Pfad, auf dem die letzten Schritte von Rebecca Douglas noch deutlich zu erkennen waren. Er hockte sich neben eine unbrauchbare Fußspur, einen verwischten Abdruck im nassen, härter werdenden Schlamm. Es konnte Rebeccas letzter Schritt gewesen sein. Oder aber eine Fußspur des Mörders.

Es hatte während der letzten beiden Tage pausenlos in Strömen geregnet, eine Sintflut, die einen Boden überschwemmte, der sich erst kurz zuvor von einem kalten, nassen Montana-Winter erholt hatte. Die Wolkendecke war an diesem Morgen endlich aufgerissen, der Himmel war von einem so lebhaften Blau und die Luft so erfrischend, dass Nick den Tag genossen hätte, wäre er nicht zu diesem Tatort gerufen worden.

Er schloss die Augen und atmete die reine, prickelnde Luft seines Gallatin Valley ein. Er liebte Montana, die ungeheure Schönheit und Majestät seiner Berge, seine schnell dahinfließenden Ströme, grünen Täler, den weiten Himmel. Die Menschen waren rechtschaffen, praktisch, nüchtern. Sie sorgten für ihre Familien und kümmerten sich um ihre Nachbarn. Als Rebecca Douglas vermisst gemeldet wurde, hatten Hun-

derte Männer und Frauen – viele von der Universität, an der sie studiert hatte – das wilde Land zwischen Bozeman und Yellowstone durchkämmt und nach ihr gesucht.

Nicks Unterkiefer spannte sich vor unterdrückter Wut. Rechtschaffene Menschen, außer einem. Dem einen, der Rebecca getötet hatte, und im Lauf der letzten fünfzehn Jahre mindestens sechs weitere Frauen. Und es wurden noch mehr Frauen vermisst. Würden sie jemals ihre Leichen finden? Er würde nie vergessen, wie sie Penny Thompsons Überreste gefunden hatten – nur noch einen Schädel und einzelne verstreute Knochen. Identifiziert hatte man sie anhand der Unterlagen ihres Zahnarztes.

Nick sah sich um, betrachtete die Umgebung. In dem steil abfallenden Gelände wuchsen vor allem hohe Kiefern; weiter oben am Berg lichteteten sich die Bäume. Die alte, stark überwucherte Straße, auf der er gekommen war, war auf keiner Landkarte eingezeichnet. Möglicherweise ein alter Holzfällerpfad, der hier zu enden schien, in diese natürliche Lichtung, ungefähr drei Meter im Quadrat, einmündete. Am Rand dieser Lichtung lag Rebeccas Leiche.

Sie würden die Lichtung in Raster unterteilen und absperren und peinlich genau nach etwas suchen, das sie vielleicht zu dem Mörder führen könnte. Aber wenn es wieder derselbe Bastard war, würden sie nichts finden. Er war bei jedem seiner Verbrechen so unglaublich perfekt vorgegangen, dass sogar die einzige überlebende Zeugin ihnen nur wenig sagen konnte. Seine Niederlage lag Nick schwer auf dem Herzen, aber aufgeben würde er nicht.

Manchmal allerdings hasste er seinen Beruf.

Er drehte sich um, als ein Geländewagen auf die Lichtung rollte. Die Räder spien Steine und schlammige Laubklumpen hinter sich aus. Die Sonne spiegelte sich in der Windschutz-

scheibe, und Nick legte eine Hand über die Augen, um Quinns Ankunft zu beobachten.

Der Geländewagen hielt mit einem Ruck hinter Nicks viertürigem dunkelgrünem Polizei-Truck. Die Fahrertür ging auf, Quincy Peterson sprang heraus, warf die Tür hinter sich zu und ging Nick entgegen. Quinn hatte sich nicht sehr verändert, seit sie sich das letzte Mal getroffen hatten; er ähnelte noch immer eher einem Filmschauspieler als einem FBI-Veteranen, der fünfzehn Dienstjahre auf dem Buckel hatte. Nick blieb stehen und wischte geistesabwesend den Schmutz von seinen Jeans.

»Rebecca Douglas?« Quinn nickte in Richtung des zugedeckten Leichnams. Sein Gesicht war ausdruckslos, aber seine dunklen Augen verrieten den gleichen Zorn und die gleiche Traurigkeit, die Nick empfand.

»Ja. Zwar muss sie noch identifiziert werden, aber ...« Ohne Zweifel handelte es sich um die vermisste Frau.

Nick musterte den Freund und hob eine Braue, als er den Verband über Quinns linkem Auge sah. »In der Bar geprügelt?«, fragte er, halb im Scherz.

Quinn hob die Hand und berührte den Verband, als habe er ihn ganz vergessen. »Die letzten Tage waren äußerst ereignisreich«, erwiderte er. »Ich erzähl's dir später.« Er sah sich um. »Wann erwartest du die Spurensicherung?«

»Ich wollte, dass du dich zuerst umsiehst, aber meine Männer stehen schon oben an der Hauptstraße.«

Nick wusste nicht, warum er sich dem Agenten so unterlegen fühlte. Vielleicht hatte es etwas mit Quinns ruhigem Selbstvertrauen zu tun, seinem Talent, alles Überflüssige beiseitezulassen und sofort zum wahren Kern einer Sache vorzustoßen. Oder vielleicht, weil Nick sich an seinem ersten Tatort die Seele aus dem Leib gekotzt hatte – Quincy nicht.

Oder vielleicht war es deshalb, weil die Frau, die er liebte, in Quinn verliebt war.

Aber trotz all dieser Tatsachen gab es keinen Menschen, dem Nick mehr vertraute als Special Agent Quincy Peterson.

Quinn ging in die Hocke, zog Latexhandschuhe aus der Tasche und hob die Plane an. Bei dem, was er zu sehen bekam, presste er die Kiefer zusammen, und an seinem Hals schwoll eine Ader.

Rebecca war eine schöne junge Frau gewesen. Jetzt war ihr langes blondes Haar verfilzt, glanzlos, mit Schlamm bedeckt. Das einst glückliche Gesicht, auf Tausenden von Handzetteln reproduziert, existierte nicht mehr. Es war geschwollen, blau und grün geschlagen, sah im Tod beinahe grotesk aus. Der Regen hatte Rebeccas nackten Körper ein wenig vom Schlamm gereinigt, bleich und bläulich lag sie jetzt da.

Ihr Hals war mit einem scharfen Messer aufgeschlitzt worden, und obwohl der Schnitt sehr tief war, sah man nur wenig Blut. Das meiste hatte der Regen abgewaschen, zusammen mit allen beweiskräftigen Spuren. Es gab Anzeichen für sexuellen Missbrauch. Folter. Blutergüsse in allen Formen und Farbschattierungen bedeckten ihre Haut. Ihre Brüste waren in eine Art Schraubstock gepresst worden. Für die auffälligen Abdrücke hätten die meisten keine Erklärung gehabt, aber Nick und Quinn hatten die Berichte des Gerichtsmediziners von jeder der sechs bisher in diesem Wald ermordeten Frauen gelesen und kannten inzwischen den Modus Operandi des Mörders.

Quinn nahm die Plane ganz herunter, um sich die Beine und Füße des Opfers anzusehen, genau wie Nick es getan hatte, als er an den Tatort gekommen war. Das linke Bein war verkrümmt, gebrochen. Die Füße waren mit Blasen und Schnitten übersät. Vom Laufen.

Sie war schnell gestorben. Niemand, dem man die Halsschlagader aufgeschlitzt hatte, überlebte lange.

Quinn deckte den Leichnam wieder zu. »Ist der Coroner verständigt?«

»Ja, er kommt mittags. Er war gerade bei der Autopsie des Motorradfahrers, den wir vor ein paar Tagen oben auf dem nördlichen Höhenrücken gefunden haben.«

»Und wer hat die Tote entdeckt?«

»Drei Jungs – die Brüder McClain und Ryan Parker. Die Parkers haben ungefähr vier Meilen westlich von hier eine große Ranch. Die Jungen hatten sich für den Tag zwei Pferde genommen und wollten Kaninchen und alles Mögliche schießen.« Er zuckte mit den Schultern und setzte hinzu: »Wir haben Samstag.«

»Wo sind sie jetzt?«

»Ein Deputy hat sie nach Hause gebracht und ihnen gesagt, sie sollten dortbleiben, bis ich vorbeikomme.«

Quinn nickte und betrachtete den Fundort der Leiche, den Nick mit schwarz-gelben polizeilichen Absperrbändern gesichert hatte. Betrachtete die Lichtung, den alten Pfad, die Bäume.

»Es sieht aus, als sei sie durch das Buschwerk da drüben gekommen.« Nick zeigte in die Richtung. »Ich hab's mir angesehen, bin aber noch nicht den Pfad entlanggegangen.«

»Wenn man das überhaupt einen Pfad nennen kann«, meinte Quinn, die Brauen runzelnd. »Ich sehe mich schnell um, während du dein Team holst. Wie viele Leute hast du?«

»Im Augenblick ein Dutzend meiner eigenen Männer, später mehr und dazu noch einen Tatort-Spezialisten. Ich brauche auch noch Freiwillige, wenn wir das richtig angehen wollen.«

»Einverstanden. Je mehr Augen, desto besser, aber keine

Heißsporne, wir können hier niemanden brauchen, der aus der Hüfte schießt.«

Quinn legte Nick die Hand auf die Schulter. »Ich weiß, du hast gehofft, der Bastard fällt tot um, nachdem Ellen und Elaine Croft gefunden wurden. Tut mir leid, dass ich damals nicht selbst herkommen konnte. Aber Colleen Thorne ist eine gute Agentin. Sie hätte etwas entdeckt.«

Nick stimmte zu, fühlte sich aber noch immer so elendig hilflos. Der Schlächter war der einzige Mistkerl, der ihm gewissermaßen unter den Augen entwischt war.

»Verdammt, das ist jetzt schon drei Jahre her! Und wir hatten damals nichts – keine Spuren, keine Hinweise, keine Verdächtigen.«

»Und es werden noch mehr Mädchen vermisst.«

Daran brauchte Quinn ihn nicht zu erinnern. Nick wurde von den vermissten Mädchen bis in den Schlaf verfolgt.

»Es geht langsam voran, aber wir sammeln Beweise«, fuhr Quinn fort. »Wir haben Hülsen, Kugeln, ein Stück von Elaine Crofts Medaillon. Wir kriegen ihn.« Er wandte sich ab, und Nick sah ihm nach, als er den Pfad hinunterging. Er hörte sich so zuversichtlich an. Warum konnte er selbst nicht ebenso empfinden?

Nick betrachtete den Umriss von Rebecca Douglas' Körper. Sie konnte man wenigstens richtig beerdigen. Ein Trost und ein Abschluss für ihre Familie. Aber nicht für ihn.

Er ging zu seinem Wagen zurück. Es war bereits veranlasst, dass alle verfügbaren Polizeikräfte sich hier einfanden. Dann hörte er das einzigartige, aber vertraute Geräusch eines Jeeps, der sich auf dem holprigen Pfad näherte. Er brauchte das Fahrzeug nicht erst zu sehen, um zu wissen, wer da kam.

Der rote Jeep hielt mit einem Ruck hinter Petersons Miet-

wagen. Fast noch ehe er richtig stand, sprang Miranda Moore heraus, der Schlamm, der hoch aufspritzte, konnte ihren schweren Stiefeln und ihrem selbstsicheren Gang nichts anhaben. Deputy Booker kam auf sie zu, sie funkelte ihn zornig an und stapfte wortlos an ihm vorbei, während sie sich eine rote daunengefütterte Weste über das schwarze Flanellhemd streifte. In jeder anderen Situation hätte Nick gegrinst über die Art, wie Booker hastig davonwieselte.

Dann richtete sie die klaren blauen Augen auf Nick.

Sein Herzschlag beschleunigte sich, und sein Magen schlug Purzelbäume. Wenn er nur mehr Zeit gehabt hätte, sich auf ihr unvermeidbares Erscheinen vorzubereiten, hätte er sich für diese Begegnung wappnen können.

»Miranda«, sagte er, als sie näher kam, »Miranda, ich ...«

»Zum Teufel mit dir, Nick!« Sie stieß ihm den Zeigefinger in die Brust. Obwohl sie für eine Frau sehr groß war, überragte er sie um fünfzehn Zentimeter und wog auch fünfzig Pfund mehr. Man sollte meinen, dass er sie einschüchtern, ja dass sie sich vor jedem Mann fürchten würde, nach allem, was sie durchgemacht hatte. Aber sie war nicht unterzukriegen, zeigte niemals ihre Angst.

»Ich wollte dich anrufen, Miranda. Ich wusste ja nicht mit Sicherheit, ob es Rebecca war.« Ihre sich allmählich verdunkelnden Augen verrieten ihm, dass sie ihm nicht glaubte. »Verarsch mich nicht! Du hast versprochen, mich anzurufen.« Sie marschierte an ihm vorbei zu der Plane und starrte die zugedeckte Leiche an.

Miranda bemühte sich, ihren Zorn unter Kontrolle zu bekommen. Sie hätte Nick nicht anschreien dürfen, aber verdammt, er hatte es versprochen! Sieben Tage lang hatte sie nach Rebecca gesucht, Albträume hatten sie in den wenigen Stunden Schlaf geplagt, die sie sich gestattet hatte. Er hatte

versprochen, dass sie es als Erste erfahren würde, wenn sie das Mädchen fanden.

Weder sie noch Nick hatten erwartet, dass Rebecca noch lebte.

Sie starrte die sonnengelbe Plane inmitten der ruhigen Brauntöne der Landschaft an und sog scharf die Luft ein; ihre Kehle brannte und war wie wund von eisiger Angst. Die Hände hatte sie zu harten Fäusten geballt, die Fingernägel gruben sich in die Handteller. Sie wusste, dass es Rebecca Douglas war. Aber sie musste sich mit eigenen Augen davon überzeugen, sich zwingen, das jüngste Opfer des Schlächters anzusehen. Um Kraft zu sammeln, und Mut.

Für die Rache.

Sie zog Latexhandschuhe über die schmalen Finger, kniete neben der reglosen Gestalt nieder und berührte den Rand der Plane. Sie schluckte, zögerte, warf dann die Plane zurück und gab den Blick auf das Mädchen frei, das sie in der vergangenen Woche zwanzig Stunden täglich gesucht hatte.

Zuerst sah Miranda das geschwollene Gesicht nicht, nicht die aufgeschlitzte Kehle und nicht die vielen Schnitte, die der Regen reingewaschen hatte. Die Zwanzigjährige war in Mirandas Augen noch genauso schön, wie sie es im Leben gewesen war.

Ihre beste Freundin Candi hatte erzählt, Rebecca habe ein ansteckendes Lachen gehabt. »Sie hatte auch ein Herz für diejenigen unter uns, die nicht so viel Glück im Leben hatten«, hatte ihr Tutor Ron Owens hinzugesetzt. Ihrem Biologielehrer Greg Marsh zufolge hatte die begabte Studentin Tierärztin werden wollen.

Während Miranda auf die Tote hinuntersah, nahm das Bild Gestalt an, das während der unzähligen Stunden der Suche

ihrem Herzen so nahe gewesen war, und übertrug sich auf den zerstörten Körper.

»Du bist frei«, sagte sie. »Endlich frei.«

Sharon. Es tut mir so leid.

»Niemand kann dir mehr wehtun.«

Sie streckte die Hand aus und berührte Rebeccas Haar, strich eine verfilzte Strähne aus der Stirn, legte ihr die Hand an die Wange.

Reiß dich zusammen!

Sie wiederholte ihr Mantra. *Reiß dich zusammen ...* Wie oft würde sie da noch durchmüssen? Wie viele tote Mädchen würden sie noch begraben? Sie hatte geglaubt, es würde ihr mit der Zeit leichter fallen. Doch wenn sie ihre Gefühle nicht straff kontrollierte, fürchtete sie, eines Tages zusammenzubrechen unter der Ungeheuerlichkeit der fortgesetzten Mordtaten des Schlächters – und ihrer Unfähigkeit, ihm Einhalt zu gebieten.

Behutsam bedeckte sie Rebeccas Gesicht wieder mit der Plane. Es widerte sie an, das tun zu müssen. Es erinnerte Miranda an das tote Mädchen, das sie voller Verzweiflung nur einen einzigen Augenblick lang angesehen hatte. An Sharon.

*Der Morgen, an dem Miranda die Männer zu Sharons Leiche geführt hatte, war so kalt gewesen, dass sie selbst unter dem halben Dutzend Schichten von Kleidungsstücken, in die sie eingehüllt war, noch unaufhörlich zitterte. Sie wäre schon am Tag nach ihrer Rettung zurückgekehrt, aber man hatte ihr nicht erlaubt, das Krankenhaus zu verlassen. Als sie versucht hatte, allein zu gehen, versagten ihre kaputten Füße.*

*Sie war zu betäubt gewesen, um zu weinen, zu müde, um zu widersprechen. Sie hatte die Stelle so gut sie konnte beschrieben, aber der Suchtrupp konnte Sharon nicht finden.*

*Miranda ertrug den Gedanken nicht, dass die Leiche ihrer Freundin noch eine weitere Nacht ungeschützt, Wind und Wetter ausgesetzt, daliegen sollte. Den Grizzlys, den Pumas und den Geiern überlassen. Also ignorierte sie am nächsten Morgen die Schmerzen in ihren Füßen und führte den Suchtrupp und die Polizeikräfte zu der Stelle. Sie musste die Freundin noch ein letztes Mal sehen.*

*Sie wusste, wo Sharon getötet worden war, würde es nie vergessen. Als sie sie fanden, lag sie noch genauso da, wie sie gestürzt war, nachdem der Schlächter sie erschossen hatte.*

*Die Luft war still, Vögel und Tiere trauerten mit den Menschen. Selbst die Frühlingsbrise hielt den Atem an; kein einziges Blatt raschelte, als alle endlich begriffen hatten, was Miranda und Sharon geschehen war.*

*Plötzlich zerriss der Schrei eines Falken die Stille, und ein sanfter Wind kam auf.*

*Der Mediziner bedeckte Sharons Leichnam mit einer leuchtend grünen Plastikplane, und das Team des Sheriffs begann, nach Spuren zu suchen. Miranda konnte nicht aufhören, die Plane anzustarren. Erst da war sie zusammengebrochen und hatte geweint.*

*Ein FBI-Agent hatte sie die drei Meilen zur Straße zurückgetragen. Sein Name war Quincy Peterson.*

## 2

*Als er Miranda sah*, blieb Quincy wie angewurzelt stehen. Der Atem stockte ihm, und er wich schnell hinter eine dichtere Baumgruppe zurück, damit sie ihn nicht sofort entdeckte.

Zehn Jahre waren vergangen, seit er sie zuletzt gesehen hatte, doch die Wirkung war noch die gleiche wie früher.

Miranda stand mit dem Rücken zu Nick; nur Quinn sah den Schmerz in ihrem Gesicht.

Sie schloss die Augen und schüttelte den Kopf, als wolle sie sich von einem Albtraum befreien. Dann fuhr sie sich mit dem Unterarm über die Augen und ging zu den Füßen der Toten. Starrete mehr als eine Minute lang auf Rebeccas zugedeckten Leichnam, bückte sich dann erneut und hob die Ecke der Plane an.

Quinn brauchte nicht neben ihr zu stehen, um zu wissen, was Miranda betrachtete. Rebeccas vom Laufen mit Schlamm bedeckte Füße und Beine. Das gebrochene Bein. Den Beweis ihrer Flucht.

»Wie lange?« Sogar von seinem etwa fünfzehn Meter entfernten Platz aus hörte Quinn den Zorn und den Schmerz in ihrer Stimme.

»Acht bis zehn Stunden?«

Quinn konnte Nicks Antwort nicht hören, vermutete aber, dass Miranda richtig geschätzt hatte.

»Verdammt, Nick. Er hatte sie acht Tage. Fast hätte sie sich befreit. Wir sind nur ein paar Meilen von der Straße entfernt. Vier Meilen noch, und sie musste sich das Bein brechen. Und – und er, er ...« Sie unterbrach sich und wandte sich ab.

Miranda rang um Fassung, und Quinn kam sich wie ein Voyeur vor, als er sie dabei beobachtete. Er sehnte sich danach, zu ihr zu gehen und sie in die Arme zu nehmen wie früher, sie einfach nur zu halten.

»Doc Abrams ist unterwegs«, sagte Nick. »Er wird uns mehr sagen können.«

Quinn fürchtete sich vor der Begegnung, doch er konnte Miranda nicht länger ausweichen. Langsam ging er auf sie zu.

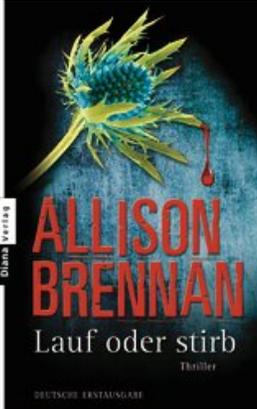
»Gib nicht Nick die Schuld, Miranda. Ich habe ihm gesagt, er soll dich nicht anrufen.«

Miranda hörte die vertraute Stimme: tief, warm, so weich wie schmelzende Butter.

Ihr Herz schlug doppelt, dreimal so schnell. Einen Augenblick, einen viel zu langen Augenblick, brachte sie kein Wort heraus. Sie hatte von dieser Stimme geträumt – und von dem Mann, dem sie gehörte. Sie drehte sich schnell um.

Quinn Peterson.

Er hatte sich verändert und war doch derselbe geblieben. Hier und da schimmerte eine silberne Strähne in seinem blonden Haar. Es fiel ihm ein wenig zu lang in die Stirn und verdeckte zum Teil einen Verband über dem Auge. Seine dunklen Augen waren noch so lebhaft wie früher, doch in ihren Winkeln zeigten sich ein paar leichte Fältchen. Körperlich war er offensichtlich bestens in Form, für die Wälder von Montana jedoch zu gut angezogen. Noch immer konnte sie



Allison Brennan

**Lauf oder stirb!**

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 400 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-35211-7

Diana

Erscheinungstermin: August 2008

Atemlose Spannung trifft prickelnde Erotik – Thrillerkost vom Feinsten

Tagelang hält ein Serienmörder seine Opfer gefangen, bevor er sie in den Bergen Montanas zu Tode hetzt. Nur eine der jungen Frauen hat die mörderische Jagd bisher überlebt: Miranda Moore. Seitdem sind zehn Jahre vergangen – und Miranda hat ihr Leben der Jagd auf den Killer verschrieben. Rache treibt sie an, denn er hat ihre beste Freundin auf dem Gewissen. Selbst FBI-Special-Agent Quinn Peterson, mit dem Miranda einst tiefere Gefühle verbanden, kann die junge Frau nicht stoppen. Dabei ist sie längst erneut im Visier des Killers. Auch er hat sie nicht vergessen ...

Für die Leserinnen von Karin Slaughter und Sandra Brown